



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

⌘: Politische Briefe : 18. Die Dombaubeier in Köln.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

an diese Griechen, die nichts gethan und nichts geopfert haben, um eine so überaus ansehnliche Erweiterung ihres Gebietes zu verdienen? Wir meinen, die bloße Möglichkeit von Verwickelungen bei einem Vorgehen nach dem Gladstone'schen Plane sollte von einer Zustimmung zu demselben absehen lassen.

Die Organe der jetzt in England herrschenden Partei sind anderer Ansicht. Sie meinen, was an der albanisch-montenegrinischen Grenze erreicht worden, danke Europa einzig der kühnen und festen Politik Gladstones, und sollten die übrigen Mächte von jetzt an zurückhaltender verfahren, so werde die Zaghaftigkeit Oesterreichs daran Schuld sein. Leider besitze letzteres jetzt an Deutschland einen Bundesgenossen, indem Fürst Bismarck aus Opportunitätsrückichten, die jeden Augenblick andern Auffassungen weichen könnten (??), seine Entschlossenheit der Kengstlichkeit Haymerles zur Verfügung gestellt habe, und die Folge sei, daß auch Frankreich sich dieser Taktik angeschlossen habe. Möglicherweise würden diese drei Mächte nun Einwendungen gegen Gladstones Vorschlag einer Blockade Smyrnas erheben. Aber das werde, falls England sich entschlossen zeige, dann allein zu handeln, nicht lange dauern. Sene Mächte würden nur so lange Einspruch thun und sich der Betheiligung an dem Unternehmen enthalten, als England Neigung verrathe, auf ihre Genehmigung zu warten, sich ihm dagegen anschließen, wenn sie sich überzeugt hätten, daß es ihrer Mitwirkung entbehren könne und nöthigenfalls auf dieselbe verzichten werde.

Man darf annehmen, daß auch Gladstone selbst noch so denkt. Die überwiegende Mehrheit der Engländer aber hat er dann nicht für sich, und ein Theil seiner Kollegen scheint nach dem, was von glaubwürdiger Seite berichtet wird, einem Weitergehen in dem bisherigen Sturmschritte auch nicht geneigt zu sein. Wir sind daher wohl nicht im Irrthum, wenn wir uns die weitere Entwicklung der türkischen Frage wie folgt vorstellen: Der Sultan hat Montenegro gegenüber dem von den Mächten geübten und bisher gerechtfertigten Drucke nachgegeben, infolge dessen keine Blockade Smyrnas, kein Embargo, sondern Heimkehr des europäischen Geschwaders aus den Gewässern Dalmatiens und Wiederaufnahme der diplomatischen Verhandlungen mit billiger Berücksichtigung der schwierigen Lage des Sultans und seiner Minister.

Politische Briefe.

18. Die Dombaufeyer in Köln.

Welch ein Fest war das, welches Deutschland vor den allmählich stiller begangenen Gedenktagen der Leipziger Schlacht in diesem Jahre feierte! Denn Grenzboten IV. 1880.

man hat nicht bloß in Köln gefeiert; irren wir uns nicht, so feierten die Herzen in ganz Deutschland mit, auch die Herzen derjenigen Deutschen, die nicht im Reiche wohnen. Und diese allgemeine, tief ergriffene Festfreude bei dem Gelingen eines Werkes, dessen Wiederaufnahme vor achtunddreißig Jahren einen fast ebenso allgemeinen Widerspruch herausforderte! Denn dies muß man sich gestehen: vor achtunddreißig Jahren zählte die Vollendung des Domes ihre Anhänger nur im officiellen Deutschland und bei der kleinen Gemeinde, welche sich den Anregungen eines Görres, Boisseree u. s. w. hingegeben hatte. Das lebende, strebende Deutschland wandte sich ab von einem Unternehmen, das dem Mittelalter und dem Ultramontanismus dienen sollte.

Die Rede, welche Friedrich Wilhelm IV. bei der Grundsteinlegung am 4. September 1842 hielt, ist eine seiner schwungvollsten. Man hat sich der Rede in diesen Tagen nicht genug erinnern können, sie immer wieder angeführt und ihren wahrhaft königlichen Schwung bewundert. Die Pietät des Kaisers Wilhelm hat dem Vollendungsfeste den Charakter einer Erinnerungsfeier für den Bruder zu geben gewünscht. Aber niemand hat wohl das Gefühl, daß die merkwürdigen Tage des 15. und 16. October 1880 eine kleine Ausssöhnung mit dem Andenken Friedrich Wilhelms IV. dargestellt haben, des Königs, der mit seiner Zeit einen für beide Theile so schmerzlichen Kampf gekämpft hat, einen Kampf, dessen historisches Verständniß noch eine Aufgabe der Zukunft bleibt.

In der That, wenn wir heute die Rede vom 4. September 1842 mit ruhigem Blick auf den Zusammenhang und nicht bloß mit der Freude an den glänzenden Worten lesen, so gewahren wir doch den weiten Abstand, welcher den Redner von seiner Zeit getrennt hat, und ebenso, daß die außerordentliche Geschichte der achtunddreißig Jahre, welche seitdem gekommen, diesen Abstand nicht überbrückt hat. Dem König genügte der damalige officiële europäische Zustand und namentlich der deutsche Zustand, er wollte nur, daß die Völker und alle amtlichen Träger dieses Zustandes sich für denselben auch erwärmen und innerhalb desselben sich zu echten Christen und echten Deutschen machen sollten. Der König, den die historische Mannichfaltigkeit freute, nahm dabei an, jeder, ob Fürst oder Unterthan, ob katholisch oder evangelisch, ob er die Sutane oder den schwarzen Priesterrock trage, könne zugleich die Einseitigkeit seiner menschlichen Lage ohne deren Leidenschaft besitzen und könne, mitten in der Einseitigkeit steckend, sich für die Pracht des universellen Blickes auf die Mannichfaltigkeit dieser Einseitigkeiten begeistern. Dies war des Königs Sinn. Deutschland aber fing damals an, seinen Zustand zu hassen und lernte auch diejenigen hassen, die diesen Zustand halten wollten. Das deutsche Volk sah in diesem Zustande mit Recht seine moralische und materielle Verkümmern und ahnte mit schwerem Herzen, daß dieser Zustand sogar das Dasein seiner immer schwerer

mit demselben ringenden Cultur täglich mehr gefährde. Daher horchte man erstaunt und unglaublich auf, als der König die Bürger von Köln anredete: „Meine Herren von Köln, es begiebt sich Großes unter Ihnen.“ Man sah das Große nicht, man wußte, daß dieser „Brudersinn aller Deutschen, aller Bekenntnisse“, den der König als Schöpfer des Dombaues rühmte, sich allenfalls zu gemeinsamen — wer weiß, ob bis zum Ziele ausreichenden? — Sammlungen verstehen, aber keine ernsthafte Probe bestehen könne. Und so war es ja auch: die Einheit Deutschlands, welche der König 1842 pries, war keine wahre; sie konnte weder zu heilsamen Institutionen gelangen, noch „den Frieden der Welt unblutig erzwingen“, der sich überhaupt niemals erzwingen läßt. Die officielle Einheit des Festtages von 1842 ging sechs Jahre und acht Jahre darauf schrecklich in die Brüche, Friedrich Wilhelm IV. sah selbst beinahe das Schwert in seine Hand gedrückt, und wie sehr er auch die „Revolution“ mit doppeltem Grimm zu hassen fortfuhr, die es ihm hatte in die Hand drücken wollen, so viel konnte er doch selbst sich nicht mehr verbergen, daß seine Mitträger der Einheit, wie er sie glaubte und wünschte, nicht von allgemeinem Brudersinn, sondern von egoistisch harten und engherzigen Bestrebungen erfüllt waren. Die Einheit Deutschlands konnte nur durch Blut und Eisen gegründet werden nach dem berühmten Ausspruche ihres Schöpfers, dem wir vielleicht hinzufügen dürfen: sie konnte nur durch kühnsten Wagemuth bei der kühnsten Berechnung gegründet werden.

Wie kommt es nun, daß die Vollenendung des Kölner Domes, vor achtunddreißig Jahren in einem Sinne geplant, den die damalige Zeit verwarf und dessen Schwäche die Folgezeit unerbittlich zu Tage gebracht, heute die Nation zu allgemeinem Jubel hinreißt? Wir glauben, die Antwort folgendermaßen geben zu können: Weil große symbolische Werke ihr Recht, die Herzen zu ergreifen, aus den großen Thaten schöpfen, die ihnen vorausgegangen. Heute liegen solche Thaten vor, und wir freuen uns des Kölner Domes, weil wir aus jenen Thaten das Recht der Freude schöpfen dürfen. Wir wandten uns vor achtunddreißig Jahren von der Stimme Friedrich Wilhelms IV. ab, weil das symbolische Werk die Verherrlichung eines schändlichen Zustandes darzustellen bestimmt schien. Nachdem das Reich wiedergewonnen, dürfen wir auch den Dom bauen, mit welchem das 13. Jahrhundert, zugleich der Höhepunkt und der Verfall des Geistes, der im alten Reiche waltete, diesen Geist ausdrücken wollte.

Aber giebt es denn zwischen dem 13. Jahrhundert und unserer Gegenwart eine lebendige Berührung? Ist jene Zeit nicht mit allen Wurzeln verdorrt, und ist es darum nicht eine Thorheit, aus dem Ausbau ihrer größten Ruine das Symbol unserer Gegenwart zu machen? Man weiß, wie dieser Gedanke, nament-

lich von Heine und von Strauß verfochten worden ist. Heine sprach es in seinen Versen aus, daß die Reformation den Kölner Dom gezwungen, als Ruine stehen zu bleiben, und daß er in seiner Trümmerhaftigkeit das Denkmal der Reformation geworden. Strauß ergänzte in Prosa, daß der Ausbau des Kölner Domes nur eine Huldigung und eine Unterstützung für die Zwecke des Ultramontanismus, eine Verleugnung der Reformation sei. Der Dichter und der Philosoph, welche so vielen Einfluß auf den Geist ihrer Zeitgenossen geübt, würden in der heutigen Festfreude mit manchen der heutigen Zeitgenossen vielleicht das Umbiegen in die Bahn der sogenannten Reaktion sehen.

Aber die Heutigen, welche noch so denken, befinden sich in tiefem Irrthum, und wenn die Octobertage in Köln die Einseitigkeit Friedrich Wilhelms IV. nicht ausgelöscht haben, so haben sie noch weniger der Einseitigkeit seiner Gegner einen Triumph gelassen. Denn dieser Kölner Dom, dessen Grundstein ein ultramontaner, reichsfeindlicher Kirchenfürst vor sechs Jahrhunderten in Gegenwart jenes elenden Wilhelm von Holland, des Schattenkönigs, welchen die Ultramontanen dem großen Hohenstaufen-Kaiser gegenüber zu stellen suchten, gelegt, dieser Dom ist kein katholisches, sondern ein echt deutsches Werk. Merkwürdig ist es, wie Strauß den gothischen Baustil als reinsten Ausdruck des Katholicismus charakterisiren konnte. Der Vielbelesene wußte vieles nicht, aber daß der gothische Baustil wohl ein Ausdruck des Mittelalters, aber kein Ausdruck des Katholicismus ist, hätte Strauß von dem Philosophen lernen können, den er bis zu seinem traurigen Ende im Materialismus als Meister verehrt hat. Wie viel wir über den gothischen Baustil, seine Entstehung, seine Bedingungen und Tendenzen in den letzten Jahren erfahren haben, seinen Charakter hat niemand schöner als Hegel bezeichnet: es ist das Hinausstreben über die Endlichkeit, die Stärke der Grundlage und die Vergeistigung der in die Höhe strebenden Theile, das mystische Dunkel und die überirdische Klarheit. Das alles entspricht nicht dem Katholicismus, der völlig er selbst geworden. Völlig zu sich selbst gekommen ist der Katholicismus mit Hilfe der Renaissance durch den Gegensatz zur Reformation. Der gothische Baustil, wie er in den Entwürfen zum Kölner Dom sein höchstes Ziel erreichte, ist dagegen der Vorläufer der Reformation. Als im 16. Jahrhundert die Riesenkuppel der Peterskirche zu Rom sich wölbte, da hörte der Fortbau des Kölner Domes gänzlich auf. Heute steht der Kölner Dom neben der Peterskirche. Ist dies ein Symbol? Man kann den Gegensatz der beiden Wunderbauten mit den Schlußversen des „Faust“ ausdrücken. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß,“ verkündigt der Kölner Dom. „Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß,“ behauptet die Peterskirche. Sie will in ihrer Riesenkuppel die sichtbare Unendlichkeit darstellen, der Kölner Dom lenkt den Blick in unerreichbare Fernen des Ueberirdischen, er zeigt überall das höchste

Streben der irdischen Kraft und Durchbildung nach jenem unerreichbaren Ueberirdischen. Die Reformation hat nichts gethan, als das Streben der Seele über ihr irdisches Dasein hinaus in ihre eigene moralische Vervollkommenung zu verlegen, deren Ergänzung aber immerdar jenes Ueberirdische bleibt, das als Gnade dem wahrhaft und rein strebenden Willen sich darbietet. Der Katholicismus aber will das Ueberirdische auf Erden sein, er hält die Gnade in seiner Hand und theilt sie aus. In das irdische Abbild des Göttlichen, in die Kirche soll die Seele sich versenken und aus ihr, nicht aus der unsichtbaren Himmelsgewalt, die Gnade schöpfen durch Unterwerfung und momentane Zerknirschung, nicht durch lauterer Streben ohne Unterlaß.

So liegt eine tiefe Symbolik auch in dem Vorgange, daß die Ultramontanen die Vollendung des Kölner Domes nicht mitgefeiert haben. Die Abwesenheit ihres Erzbischofs gab den äußeren Anlaß, aber der Ultramontanismus ahnt, daß er in dem Kölner Dom keinen Zeugen seines Strebens hat. Die kommenden Jahrhunderte werden richten, ob der Kölner Dom, der Zeuge des deutschen Glaubens und des Reiches, das von diesem Glauben ins Leben gerufen, dauerhafter sein wird, dauerhafter im Sammeln der Geister, oder die Peterskirche, ob die Zukunft Europas dem Läuterungsstreben der Nationen oder der Ergebung in den ewig fertigen Universalstaat der römischen Kirche gehört.



Literatur.

Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze von Konrad Maurer. Leipzig, B. Schlicke, 1880.

Island ist ein in mehrfacher Beziehung interessantes Land. Bedeutsam vor allem ist das Studium seiner Literatur, zumal der aus der älteren Zeit, die namentlich deshalb werthvoll ist, weil sie uns Zeugniß über die eigenartige Cultur der nordischen Vorzeit ablegt. In hohem Grade anziehend und lehrreich ist aber auch die Verfolgung seiner eigenthümlichen staatlichen und rechtlichen Entwicklung.

Ursprünglich höchst wahrscheinlich unbewohnt, wurde Island zuerst gegen Ende des 8. Jahrhunderts von irischen Mönchen besucht. Diese zogen aber, als heidnische Colonisten in größerer Zahl auf der Insel niederzulassen anfangen, wieder fort, um die störende Berührung mit diesen zu meiden. Seit 874 nämlich, zu der Zeit, wo sich Harald der Schönhaarige der Alleinherrschaft über Norwegen bemächtigte, wandten sich nach der Insel helle Haufen skandinavischer Männer, vorwiegend Norweger, zum guten Theil die höchste Aristokratie des Landes, die mit der Neuerung der Dinge unzufrieden war. Nicht